

# Über das Dichten in der fremden Muttersprache

## Ein Vergleich von Tawada Yōko und Suh Kyung-Sik

LEE Kyoung-Jin  
Seoul National University  
Uni Bonn

Die Vorstellung, wahre Poesie sei nur in der Muttersprache möglich und in eine andere Sprache nicht übersetzbar, kommt uns meist selbstverständlich vor. Wir erfahren sicher oft, wie schwer es ist, eigene Gedanken in einer Fremdsprache richtig auszudrücken, oder in ihr Gefühle wahrhaft zum Ausdruck zu bringen. Wir spüren dabei oft, dass uns in der Fremdsprache etwas fehlt, dass sie uns unzulänglich und unvollkommen scheint.

Aus dieser Erfahrung wird dann wieder klar, wie frei und bequem wir uns in unserer Muttersprache bewegen können. So sagte am Ende des 18. Jahrhunderts Johann Gottfried Herder: „In sie [Muttersprache] ist unsere Denkart gleichsam gepflanzt, und unsere Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet – wo werde ich mich also besser ausdrücken, als in der Muttersprache?“<sup>1</sup> In dieser Hinsicht propagierte er, der Dichter solle aus seiner Muttersprache, in welcher der Gedanke am Ausdruck festgewachsen ist, die Quelle seiner Dichtung schöpfen. Und er fordert von den einheimischen Dichtern: „Der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will: [...] hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen.“<sup>2</sup> So schrieb Herder, der als erster in der Literaturgeschichte den muttersprachlichen und volkssprachlichen Charakter als Kriterium für wahre Dichtung so ausdrücklich hervorhob.

Dieser selbstverständlich klingende Gedanke war aber nicht immer so selbstverständlich. In Ostasien bildete das Dichten und Schreiben in Chinesisch eine lange literarische Tradition, während Literatur in der Muttersprache geringer geschätzt wurde. In Korea zum Beispiel

---

<sup>1</sup> Johann Gottfried Herder: Über die neuere deutsche Literatur (1767), in: Ulrich Geier (Hg.): Johann Gottfried Herder Werke in zehn Bänden, Bd. I, Frühe Schriften 1764–1772, Frankfurt a. M. 1985, S. 408.

<sup>2</sup> Herder (1985): S. 412.

setzte sich die Forderung, dass man in der koreanischen Sprache bzw. Schrift schreiben sollte, erst ab dem 20. Jahrhundert durch.

Ähnlich war das lange Zeit in Europa. In *De Vulgari eloquentia* von Dante (Über das Dichten in der Muttersprache) taucht zum ersten Mal die Frage auf, ob Gelehrte und Dichter in ihrer Muttersprache schreiben dürfen. Obwohl Dante in der europäischen Literaturgeschichte als einer der ersten Dichter, der in seiner Muttersprache, also dem Toskanischen, mit der *Divina Kommedia* (Göttliche Komödie) ein herausragendes Werk schrieb, gefeiert wird, rät er in seiner Abhandlung seinen Kollegen eher davon ab, in der Muttersprache zu schreiben.<sup>3</sup>

In Europa war Latein bis in die moderne Zeit die Sprache nicht nur der wissenschaftlichen und theologischen Schriften. Lateinische Dichtung galt neben der griechischen als unantastbares Vorbild, und erst die antiklassische und nationalistische Literaturauffassung brach mit dieser Tradition. Denn die Sprache ist, so eine einflussreiche These Humboldts, „gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache.“<sup>4</sup> Das heißt, in der Sprache jeder Nation lebt ihr jeweiliger Geist. Dieser Volksgeist sei in seiner, durch seine und mit seiner Sprache herausgebildet worden und daher von dieser Sprache nicht trennbar. Daraus folgt die Vorstellung einer Nation als Sprachgemeinschaft. Wer Deutsch spricht, ist Deutscher und gehört zu Deutschland. Sprache konstituiert also Nationalidentität. In dieser Hinsicht sah man die Aufgabe des Dichters darin, aus der Muttersprache ihre eigentliche Schönheit zu schöpfen, ihren eigentlichen Geist zu erwecken. Das bestätigt Benedict Anderson, indem er darauf hinweist, dass die moderne Nation eigentlich eine durch Vorstellung einer gemeinsamen Sprache und Literatur erfundene Gemeinschaft darstellt.

Dieser nationalistisch geprägte Gedanke zur Sprache ist auch in Ostasien eingeführt und seit dem Ende des 19. Jahrhunderts weit verbreitet. Koreaner glaubten, dass ihr wahrer Geist in ihrer Sprache verborgen liege, und hielten es unter der japanischen Fremdherrschaft für einen sinnvollen Widerstandsakt, ihre Muttersprache zu lieben und

---

<sup>3</sup> Vgl. Dante Alighieri: Über das Dichten in der Muttersprache, übers. v. Franz Dornseiff u. Joseph Balogh, Darmstadt; Wiss. Buchgesellschaft 1966.

<sup>4</sup> A. v. Humboldt: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, in: Andreas Flitner (Hg.): Werke in fünf Bänden, Bd. III, Schriften zur Sprachphilosophie, Berlin 1963, S. 155f.

pflegen. Aus demselben Grund wurde das Verbot der koreanischen Sprache von der japanischen Kolonialregierung als eine tiefgreifende Kolonialpolitik durchgesetzt. Nach der Befreiung von der japanischen Herrschaft legte man in Korea großen Wert darauf, die koreanische Sprache möglichst rein und sauber zu halten. Diesem Bestreben lag eine nationalistische Sprachauffassung zugrunde. Sie gilt heute noch als berechtigt, weil mehrere kleine Sprachen unter der großen Hegemonie des Englischen vom Aussterben bedroht sind. Sogar in Frankreich fürchtet man, dass davon auch das Französische betroffen sei und führt eine strenge Politik der Sprachreinigung aus.

Dieser sprachnationalistische Gedanke ist aber im Zeitalter der Globalisierung und multikultureller Gesellschaften sehr problematisch. Was bedeutet sprachliche Reinheit angesichts des globalen Wandels? Was ist z. B. die reine koreanische Sprache, wie ist sie zu bestimmen, ist solche sprachliche Reinheit überhaupt möglich, enthält jede Sprache in sich ihren eigenen Geist, den man später wieder erwecken kann? Ich denke, dass das wichtige Fragen sind, es ist aber aus dem sogenannten inländischen Blick nicht leicht, darauf Antworten zu finden. Ich möchte dazu zwei Autoren vorstellen, die sich als Ausländer bewusst mit diesen Problemen auseinandersetzen, und zwar Suh Kyung-Sik und Tawada Yōko. Es gibt eigentlich nicht wenige Autoren, die sich dieser Fragen widmen, aber ich dachte, dass diese beiden für unser Seminar sehr geeignet sind, weil sie mit Korea, Japan und Deutschland zu tun haben und ihre Texte in „fremder“ Sprache schreiben. Zudem sind sie persönlich miteinander in Kontakt und teilen ihr Interesse an den Grenzen der nationalen Sprache und Kultur. So erschien 2008 in Japan und 2010 in Korea ihr gemeinsamer Beitrag zu verschiedenen Themen wie Heimat, Reise, Übersetzung, usw. in Form eines Briefwechsels.<sup>5</sup>

Suh Kyung-Sik, der in Japan seit den 80er Jahren als Schriftsteller tätig ist, ist in Japan und Korea als Intellektueller bekannt, der für die Menschenrechte der ethnischen Minderheiten kämpft; außerdem lehrt jetzt er an der Tōkyō Keizai Universität.

Suh ist 1951 in Kyōto in Japan geboren und gehört zur zweiten Generation der sogenannten Zainichi-Koreaner (*jaeil joseonin*). Diese Bezeichnung bezieht sich auf die koreanische ethnische Gruppe in Japan, die ihre Ursprünge in der Zeit hat, als Korea Kolonie Japans

---

<sup>5</sup> Vgl. Suh Kyungsik und Tawada Yōko: *Sōru–Berulin tamatsuki Shokan*, Tōkyō; Iwanami Shoten 2008; koreanische Fassung: *Kyungkyeesu chumchuda*, aus dem Japanischen ins Koreanische übers. v. Suh Eun-hye, Paju; Changbi 2010.

war. Nach der Annexion Koreas durch Japan im Jahre 1910 führten die schlechten wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in Korea dazu, dass viele Koreaner wegen besserer Arbeits- und Bildungsmöglichkeiten nach Japan zogen. Seit 1937 wurden aber auch viele Koreaner als Zwangsarbeiter, Soldaten und Zwangsprostituierte (sogenannte Trostfrauen) nach Japan verschleppt. Viele von ihnen, etwa 600.000, entschieden sich nach der Befreiung Koreas von der japanischen kolonialen Herrschaft vorläufig in Japan zu bleiben, meist aus politischen, ökonomischen oder familiären Gründen. Auch Suhs Eltern blieben wegen der Arbeit in Japan. Sie lebten dort seit sechs Jahren und fürchteten bei einer Rückkehr nach Korea arbeitslos zu werden. Die Koreaner in Japan gerieten aber bald in eine schwierige Situation, weil die japanische Regierung ihnen 1946 die japanische Staatsbürgerschaft aberkannte und sogar plante, sie nach Nord- oder Südkorea zu deportieren. Aufgrund des Korea-Kriegs, der daraus folgenden Teilung in zwei Länder und ohne diplomatische Beziehungen Japans mit beiden koreanischen Staaten (Südkorea bis 1965, Nordkorea bis heute) konnten die „Zainichi-Koreaner“ nicht einfach heimkehren und wurden staatenlos. In Japan wurden ihre bürgerlichen und politischen Rechte weiterhin nicht anerkannt, obwohl sie nach einem Normalisierungsvertrag zwischen Japan und Südkorea eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung erhielten. Sie konnten sich von nun an zwar rechtlich in Japan einbürgern lassen, mussten dann aber ihre koreanische Herkunft leugnen und verheimlichen, was ja nicht leicht zu machen ist. Wie stand es dann mit der koreanischen Staatsbürgerschaft? Die Regierungen Südkoreas vertraten von den 60ern bis in die 80er Jahre die Ansicht, dass nur denjenigen, die mit Nordkorea nichts zu tun haben und die sich als antikommunistisch genug erwiesen haben, ein vorläufiges Visum für Auslandsreisen ausgestellt werden konnte. Denn die militärische Diktaturregierung, die stark antikommunistisch eingestellt war, betrachtete sie als mögliche Staatsfeinde. Einige von den Koreanern in Japan widersetzten sich dieser Maßnahme und blieben staatenlos.<sup>6</sup>

Das Leben Suhs ist durch diese tragische Geschichte der modernen Koreas gezeichnet. Seine beiden älteren Brüder, die in Seoul studierten, um „richtige Koreaner“ zu werden, wurden dort wegen angeblicher Spionage für Nordkorea verhaftet und mussten fast 20

---

<sup>6</sup> Suh Kyung-Sik: *Unueu kamokesu* [Im Gefängnis der Sprache], aus dem Japanischen ins Koreanische übers. von Kwon Hyuk-Tae, Paju; Dolbege 2011, S. 53ff; 206–214.

Jahre lang im Gefängnis sitzen.<sup>7</sup> Seine Mutter musste deshalb zwischen Korea und Japan hin- und herreisen. Das hielt sie neun Jahre durch, bis sie vor Kummer starb, also bevor ihre Söhne viel später endlich entlassen wurden. Im Schatten dieser modernen koreanischen und japanischen Geschichte fühlte sich seine Familie nirgendwo zugehörig und fühlt sich heute immer noch so. So bezeichnet Suh sich und seine Familie als Quasi-Flüchtlinge.

Um dieser verzweifelten Lage zu entkommen versuchte Suh, der immer in Büchern, die sich den Problemen der ethnischen, kulturellen, religiösen Minderheiten widmen, Trost sucht, auch seine Erlebnisse als Zainichi-Koreaner in Worte zu fassen und seine Gefühle und Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Hierbei war aber die Sprache ein großes Problem. Auch er glaubte, dass er seine wahren Gefühle nur in seiner Muttersprache zum vollen Ausdruck bringen könnte. Aber seine Muttersprache ist nicht Koreanisch, also nicht die Sprache seiner geliebten Mutter, sondern Japanisch, die Sprache von Menschen, von denen er sich verlassen und ausgeschlossen fühlt.

„Wenn ich einem Gegenstand begegne und diese Erfahrung mit japanischen Wörtern wie etwa schön und ängstlich ausdrücke, beschleichen mich Zweifel, inwieweit diese Ausdrücke meine eigenen sind. [...] Ich habe nämlich in der Sprache etwas Unstim- miges bemerkt, d. h. meine Empfindungen und die Sprache da- für scheinen von außen eingeflößt worden zu sein. Das ist wie eine Spalte, die sich auftut zwischen meiner Existenz und der Sprache.“<sup>8</sup>

Suh schreibt, er könne sich nie als Japaner identifizieren und auch nicht fühlen.<sup>9</sup> Zudem fühlt er sich bedroht von der japanischen Ge- sellschaft, die sich für begangene Kriegsverbrechen bei den Koreanern öffentlich nicht einmal entschuldigt hat, ja manchmal darauf sogar stolz zu sein scheint.<sup>10</sup> Aufgrund seiner Lage als ein Außenseiter in Japan hat Suh ein ambivalentes Verhältnis zu seiner Muttersprache. Einerseits ist er sich bewusst, dass seine jetzige Identität durch die Muttersprache – das Japanische – gebildet worden ist. Er hat fast alle

---

<sup>7</sup> Vgl. Suh (2011): S. 67ff.

<sup>8</sup> Suh (2001): S. 33.

<sup>9</sup> Vgl. Suh Kyung-Sik: Sidaerl kunnunen bub [Die Weise, das Zeitalter zu überqueren] aus dem Japanischen ins Koreanische übers. v. Han Seong-Dong, Seoul; Hangyure-Verlag 2007, S. 226.

<sup>10</sup> Ebd.

Bücher, die sein Denken und Geschmack geprägt haben, in dieser Sprache gelesen. Andererseits empfindet er diese Sprache als Gefängnis des japanischen Kolonialismus, der ihn tatsächlich noch immer in Fesseln legt. Dazu führt er den Schriftsteller Kim Si Jong an, der – auch ein japanischer Koreaner – sein gramvolles Verhältnis zum Japanischen folgendermaßen formuliert hat: „Mit mangelhaftem Japanisch weiterzusprechen, nicht sich an ein normales Japanisch zu gewöhnen, das ist meine Rache an dieser Sprache.“<sup>11</sup>

Deshalb, sagt Suh, hatte er ein unangenehmes Gefühl, als er für seinen Essayband *Tränen eines Jungen* im Jahr 1995 einen renommierten Literaturpreis des japanischen Essayistenclubs erhielt.<sup>12</sup> Denn Grund für diese Auszeichnung war seine hervorragende japanische Ausdrucksweise. In seiner Preisrede äußerte er sein ehrliches Gefühl: „Mir war die Sprache, die eigentlich meine Muttersprache sein soll, geraubt und stattdessen die Muttersprache der alten Kolonisatoren gegeben worden. Ich denke alles in der japanischen Sprache und drücke alles in ihr aus. Das heißt dann nichts anderes, als dass ich ‚in dieser Sprachmauer des Japanischen‘ gefangen bin, oder?“<sup>13</sup>

Bedeutet das dann aber, dass Suh sich als Koreaner fühlt? Er sagt das, aber dann ist er sofort mit einem großen Problem konfrontiert, nämlich mit der Frage: Ist er Koreaner, obwohl er nicht Koreanisch sprechen kann?

Viele von denen, die gegen andauernde Diskriminierung und Verachtung der japanischen Gesellschaft gegenüber Koreanern kämpften, fanden es unerträglich, dass sie in dieser feindlichen japanischen Sprache eigentlich freier und korrekter sprechen konnten, als im Koreanischen. Um diese schmerzliche Situation zu überwinden, geben sich japanische Koreaner viel Mühe, wieder echte Koreaner zu werden, indem sie versuchen ein perfektes Koreanisch erwerben.<sup>14</sup> Das gelingt ihnen aber meistens nicht, einerseits weil sie sich des japanischen Akzents, der für Ohren der inländischen Koreaner nicht korrekt klingt, nicht entledigen können, andererseits weil perfektes Koreanisch eigentlich etwas wie ihr unerreichbares Ideal darstellt. So können sie nur daran scheitern, sich in die koreanische Gesellschaft, in der auch die Idee von der homogenen Sprache und Kultur herrscht

---

<sup>11</sup> Suh (2011): S. 59.

<sup>12</sup> Suh (2007): S. 190.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Siehe ein Aufsatz Suhs: Seoulesu ‚yuhui‘rl ikkda [In Seoul ‚Yuhui‘ lesen] in: Suh (2011): S. 77–101.

und wo ihr Anderssein und ihre Verschiedenheit kaum akzeptiert werden, sprachlich und kulturell einbürgern zu lassen und sind zwischen zwei Identitäten hin- und hergerissen.

In diesen bitteren Erfahrungen erblickt Suh aber eine Möglichkeit, die Selbstverständlichkeit, Natürlichkeit, und Transparenz der Muttersprache in Zweifel zu ziehen, auf sie einen kritischen Blick zu werfen. Diese Erfahrung der ethnischen Minderheit in einer sich als homogen ansehenden Gesellschaft erscheint in diesem Punkt nicht unbedingt als bitter und tragisch. Aus ihrem Blickwinkel erst zeigt sich, dass die Muttersprache, die ein Volk oder eine Nation begründet, eigentlich nicht homogen und transparent ist. So weist Suh uns darauf hin, dass nicht nur er, sondern wir alle im Gefängnis der Muttersprache gefangen sind.<sup>15</sup> So sind sowohl die koreanischen Japaner, die unter dem Verlust ihrer „wahren“ Muttersprache leiden, als auch die Koreaner, die diesen Verlust tadeln und korrigieren wollen, in der sprachnationalistischen Ideologie befangen.

Aus seiner Erfahrung kommt Suh zu dem Ergebnis, dass Muttersprache von der Nationalsprache unterschieden betrachtet werden soll. In seiner Situation bestimmt er Japanisch als seine Muttersprache und Koreanisch als seine Nationalsprache.<sup>16</sup> Die Gleichsetzung dieser beiden Sprachen wird seit der Gründung der modernen Nationalstaaten als selbstverständlich angesehen, was aber in der Geschichte nicht immer der Fall ist, erklärt Suh.<sup>17</sup> Suh zufolge beruht der moderne Nationalstaat auf einem Sprachnationalismus, der eine Nation mit einer Muttersprache und Nationalsprache in eins setzt.<sup>18</sup> Dieser Sprachnationalismus führt leicht zu einem exklusiven Nationalismus, der sich als homogen ansehen und andere, z. B. sprachliche und ethnische Minderheiten, nicht dulden will.<sup>19</sup> Seine starke Kritik am Sprachnationalismus richtet sich vor allem an Japan und Korea. Japan lässt z. B. noch keine doppelte Staatsbürgerschaft zu und Südkorea erlaubt sie erst seit diesem Jahr. In beiden Staaten ist die Vorstellung, sie seien eine ethnisch homogene Nation, immer noch tief verwurzelt.

---

<sup>15</sup> Suh Kyung-Sik und Kim Sang-Bong: *Mannam [Das Treffen]*, Paju; Dolbege 2007, S. 81f.

<sup>16</sup> Suh (2011): S. 35.

<sup>17</sup> Suh (2011): S. 106f.

<sup>18</sup> Suh (2011): S. 124.

<sup>19</sup> Suh (2011): S. 34.

Schließlich träumt Suh von einer Utopie, dass aus verschiedenen Völkern, Ethnien und Sprachen eine gerechte und friedliche Gemeinschaft gebildet wird. Seine Kritik am Sprachnationalismus ist also zu verstehen als eine Hoffnung auf einen Staat als multiethnische, multisprachliche Gemeinschaft, die allen Angehörigen ihre bürgerlichen und menschlichen Rechte völlig zuerkennt.

Zu einem ähnlichen Ergebnis führt die dichterische Arbeit von Tawada Yōko, einer japanisch-deutschsprachigen Autorin. Ihr Leben ist aber deutlich anders verlaufen als das von Suh. In ihrem Lebenslauf finden sich zunächst keine historischen, politischen, ökonomischen Gründe der Zuwanderung nach Deutschland.

Tawada Yōko wurde 1960 in Tōkyō geboren und hat dort Literaturwissenschaft, mit dem Schwerpunkt russische Literatur, studiert. 1979, als Neunzehnjährige, machte sie sich mit der transsibirischen Eisenbahn auf die lange Reise nach Berlin. 1982 kam sie wieder nach Deutschland und wohnt seitdem hier.

Diese Japanerin hat zwar in ihrer Muttersprache angefangen zu schreiben, aber ihre erste Buchveröffentlichung erfolgte in Deutschland im Jahr 1987 mit einem aus dem Japanischen ins Deutsche übersetzten Werk, *Nur da wo du bist da ist nichts*. Nach sechs Jahren erschien der erste Roman, den sie in deutscher Sprache geschrieben hat. Seitdem schreibt sie in deutscher und japanischer Sprache Gedichte, Prosa, Essays usw. und wurde mit mehreren renommierten Literaturpreisen ausgezeichnet.

Tawada hat sich also eines Tages dafür entschieden, nach Deutschland zu kommen, dort zu bleiben und in deutscher Sprache zu schreiben. Sie könnte bei ihrer alten Muttersprache bleiben, obwohl sie im Ausland lebt, so wie viele Schriftsteller im Exil das getan haben oder tun. Ihre Entscheidung wirkt durchaus sonderlich. Denn man kann sagen, dass ihre literarische Tätigkeit in einer fremden Sprache eine freiwillige Entscheidung ist. Und auch ihre Migrationsgeschichte mutet im Vergleich zu Flüchtlingen oder Zwangsumgesiedelten wie ein Kinderspiel an.

Tatsächlich ist es für Tawada eine Art Spiel, Ausländerin zu sein. Der Anfang dieses Spiels liegt bei ihr darin zu versuchen, wie ein kleines Kind zu werden. Man nimmt an, man hätte alles vergessen, was man bisher gesehen, gelernt, erfahren hat, und sieht die Welt so, als ob man sie zum ersten Mal ins Auge fassen würde. Mit einem solch naiven Blick erscheint ein Bleistift, den ihre Kollegin mit den Worten



„der blöde Bleistift“<sup>20</sup> beschimpft und weggeworfen hat, plötzlich als ein blödes Lebewesen. Hinter dem Metallstück am Ohr deutscher Frauen vermutet Tawada einen Talisman<sup>21</sup>, als ob sie nichts von Piercing gehört hätte.

Ihre Naivität vorspielende Perspektive unterscheidet sich stark von der der japanischen Beamten und Intellektuellen, die vor etwa 150 Jahren durch Europa gereist sind und nach Modellen gesucht haben, ihr Land nach westlichem Muster zu modernisieren, und auch von der ambivalenten Perspektive der türkischen Einwanderer, die Deutschland einerseits bewundern, andererseits kritisieren.<sup>22</sup> Tawadas Blick auf Deutschland scheint frei und ungehemmt von solchen historischen Verhältnissen zu sein. Auf sie scheint kein Schatten der historischen Melancholie zu fallen, anders als bei jüdischen Überlebenden oder bei Koreanern in Japan wie Suh Kyung-Sik. Sie kann daher wagen, alles als Spiel zu nehmen, was für andere überhaupt kein Spiel ist. Sie schrieb einmal in einem Brief an Suh, dass sie ohne dieses Spielgefühl als Migrantin im Ausland nicht überleben könnte.<sup>23</sup> So freut sich Tawada in demselben Brief auf zwei o in ihrem Vornamen Yōko, die durch die Transkription ins Alphabet entstehen,<sup>24</sup> während Suh sich mit dem postkolonialen Denker, Edward Said identifiziert, der in seinem Namen, der aus einem arabischen Nachnamen und einem englischen Vornamen besteht, seine tragische Existenz, sich immer fehl am Platz zu sein, erblickt.<sup>25</sup>

Die Einladung Tawadas zu ihrem Spiel ist aber nicht so gemeint, dass man alles als Spiel betrachtet, so dass die dunkle Geschichte der Ausländer, Exilsuchenden, Flüchtlinge usw. vergessen oder verdrängt wird. Gemeint ist vielmehr, dass wir ein Experiment mitmachen sollen, das eine Reihe von Dichotomien wie Natur und Kunst, Original und Kopie, Reinheit und Kontamination, dasselbe und das andere etc. in Frage stellt, auf denen ihrer Meinung nach jene dunkle Geschichte beruht. Das Spiel, das sie uns vorschlägt, hat seinen Kern im Sprachspiel. Es besteht zunächst darin, was nach Sprachregeln zusammen-

---

<sup>20</sup> Tawada Yoko: *Talisman*, Tübingen; Konkursbuch 1996, S. 10.

<sup>21</sup> Tawada (1996): S. 52.

<sup>22</sup> Siehe besonders Emine Sevgi Özdamas Werke und Fatih Akins Filme.

<sup>23</sup> Suh und Tawada (2010): S. 87f.

<sup>24</sup> Suh und Tawada (2010): S. 47. (Der lange Vokal o wird nach der üblichen Hepburn-Transkription mit ō wiedergegeben, wurde früher allerdings auch mit doppeltem o oder mit oh transkribiert; d. Red.)

<sup>25</sup> Suh und Tawada (2010): S. 55ff..

gesetzt ist, aufzulösen, so wie Kinder beim Lesenlernen mit Buchstaben spielen.

Was getrennt wird und was zusammenbleiben muss, wird durch bestimmte Regeln bestimmt. „Die Regeln müssen sein“, sagen dir nicht die Polizisten, sondern deine Freunde. „Das ist eine Spielregel, daran musst du dich halten, sonst spielen wir nicht mit dir.“ Demokratische Freunde verkaufen dir den Zwang als Spielregeln.

Wenn du eine kurze Zunge hast und das Wort „Spielregel“ ganz schnell aussprichst, hört es sich an wie „Spiegel“.

Der Regel treu bleiben: Das ist ein Muss.

Ein Mus ist kein Muss. Das Mus ist eine süße Masse, grammatikalisch gesehen, unzählbar.

*Buchstäblich gesehen* ist es aber zählbar: M und U und S: das sind drei Buchstaben.

Was du zählen kannst, kannst du auch umstellen. Ums Sum, Usm, Smu, Msu.

Die Buchstaben sind bereit, durcheinandergewürfelt zu werden. Sie sind Würfel auf einen Spieltisch.<sup>26</sup>

Im Sprachspiel von Tawada verwandeln sich die Regeln, die die Sprachpolizei dem Sprecher vorschreibt, in den Spiegel des Wunderlands und das eiskalte Muss schmilzt zu einem süßen Mus. Dieses Spiel setzt sich über die Idee der sprachlichen Reinheit und der richtigen Grammatik hinweg.

Das getrennte Paar wieder zusammenzubringen und das untrennbare Paar zu trennen, sind weder Aufgaben eines Linguisten noch eines Therapeuten.

Ich trete mit leichtem Schritt das Gesetz *über*, wie man einen Stein übertritt.<sup>27</sup>

Hier lässt sich deutlich ablesen, dass die durch Grammatik gebundene Sprache aufzulösen der Dichterin zukommt. Ihre Aufgabe besteht darin, ein Wort von dessen fixierter Bedeutung zu befreien und die darin verborgenen, unendlich vielen Bedeutungsfacetten und Gestal-

---

<sup>26</sup> Tawada Yoko: Sprachpolizei und Sprachpolyglotte, Tübingen; Konkursbuch 2007, S. 28.

<sup>27</sup> Tawada (2007): S. 25.

tungen aufzuzeigen. Die dadurch entstandene Sprache grenzt an die Sprache eines Wahnsinnigen, eines Narren, eines Stotternden und Stammelnden, schließlich eines Ausländers. Das mag gerade der Grund sein, warum Tawada nach Deutschland gekommen ist und hier seit 30 Jahren lebt. Das Lernen der Fremdsprache und das Leben in ihr können zur Förderung und Erneuerung dieses Sprachspiels wesentlich beitragen. Dadurch den Moment selbst aufzuschließen, wo der Mythos der einheitlichen und reinen Muttersprache zerbricht, und es zu genießen, darin liegt die besondere Bedeutung ihres Sprachspiels. Dazu schreibt Tawada in ihrem Essay *Von der Muttersprache zur Sprachmutter*:

Was mir im Reich des Schreibzeugs besonders gut gefiel, war der Heftklammerentferner. Sein wunderbarer Name verkörpert meine Sehnsucht nach einer fremden Sprache. Dieser kleine Gegenstand, der an einen Schlangenkopf mit vier Fangzähnen erinnerte, war Analphabet, obwohl er zum Schreibzeug gehört: Im Unterschied zu dem Kugelschreiber oder zu der Schreibmaschine konnte er keinen einzigen Buchstaben schreiben. Er konnte nur Heftklammern entfernen. Aber ich hatte eine Vorliebe für ihn, weil es wie ein Zauber aussah, wenn er die zusammengehefteten Papiere auseinandernahm.

In der Muttersprache sind die Worte den Menschen angehaftet, so daß man selten spielerische Freude an der Sprache empfinden kann. Dort klammern sich die Gedanken so fest an die Worte, daß weder die ersteren noch die letzteren frei fliegen können. In einer Fremdsprache hat man aber so etwas wie einen Heftklammerentferner: Er entfernt alles, was sich aneinanderheftet und sich festklammert.<sup>28</sup>

So lautet ihre ungewöhnliche Hommage an Heftklammerentferner. Es ist ja schon ungewöhnlich, dass Tawada als eine Metapher für ihre dichterische Arbeit den Heftklammerentferner anführt, weil man als ein Symbol für Schriftsteller im traditionellen Sinne normalerweise an Stift, Tinte, Kugelschreiber, Pinsel, Schreibmaschine oder ähnliches denkt. Aber was als Schreibzeug Tawada am meisten interessiert, ist der Heftklammerentferner, weil seine Funktion einer Intention ihrer eigenen Dichtung am meisten entspricht, die Selbstverständlichkeit und Starrheit der Sprache aufs Spiel zu setzen. Dieses mit der

---

<sup>28</sup> Tawada (1996): S. 15.

Muttersprache anzufangen ist schwer, weil die Sprache so fest anhaftet, in einer fremden Sprache geht das viel leichter. Die Sprache wirkt sowieso fremd und erscheint als eine lose Wortkette. Das erklärt, warum Tawada in einer fremden Sprache schreibt. Im Geist des Heftklammerentferners versucht sie die fest aneinander geklebten Sprachschichten auseinanderzunehmen und daraus neue Konstellationen von Buchstaben, Wörtern, Texten und Sprache entstehen zu lassen. Das ist genau die umgekehrte Idee zur nationalistischen Sprachauffassung. Tawada zufolge kann auch das Schreiben in fremder Sprache die Aufgabe des Dichters gut erfüllen. Oder vielleicht sogar besser, weil er mit der fremden Sprache eine zweite Kindheit erleben kann.

Wenn man eine Sprachmutter hat, kann man eine zweite Kindheit erleben. In der Kindheit nimmt man die Sprache wörtlich wahr. Dadurch gewinnt jedes Wort sein eigenes Leben, das sich von seiner Bedeutung innerhalb eines Satzes unabhängig macht.<sup>29</sup>

Beim Lernen einer Fremdsprache wird man in eine Kindheit zurück versetzt, in der die magische Kraft der Sprache noch nicht abgenutzt wird. Dieser eigentlich anstrengende Prozess des Sprachenlernens erscheint bei Tawada als eine faszinierende Rückkehr in die Kindheit. Diese Kindheit, die die neue Sprachmutter eröffnet, bietet eine gute Gelegenheit zur Flucht vor der Muttersprache, in der das Denken fixiert bleibt. Die Idee, dass man immer wieder die Kindheit geschenkt bekommen kann, indem man von einer neuen Sprachmutter adoptiert wird, relativiert also die privilegierte Bedeutung der Muttersprache. Das heißt, selbst die Muttersprache wird bei Tawada zu einer ihrer Sprachmütter. Und die japanische Sprache geht dadurch in eine Fremdsprache über.

Ist das ein Verrat an die Muttersprache? Vielleicht für diejenigen, die an die Heiligkeit der Muttersprache glauben. Aber denjenigen, die ihr zu enges Verhältnis zu ihrer Muttersprache kritisch reflektieren wollen, bietet Tawada ein positives Beispiel dafür, wie man mit seiner Muttersprache umgehen kann und soll.

Suh und Tawada schreiben beide in ihrer fremden Muttersprache. Während Suh wider seinen Willen von einer fremden Muttersprache adoptiert wurde, adoptiert Tawada selbst eine Fremdsprache als ihre

---

<sup>29</sup> Tawada (1996): S. 13.

Muttersprache. Beide gelangen aber zur ähnlichen Erkenntnis, dass der Glaube an die Reinheit, Homogenität, Transparenz der Muttersprache in der multikultureller und multiethnischer werdenden Gesellschaft zum exklusiven Nationalismus, schließlich zur Ausländerfeindlichkeit führen kann. In dieser Erkenntnis liegt die politische Bedeutung des Schreibens in fremder „Mutter“sprache.

### Literaturliste

- Alighieri, Dante (1966): Über das Dichten in der Muttersprache, übers. v. Franz Dornseiff u. Joseph Balogh, Darmstadt; Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Herder, Johann Gottfried (1985): Über die neuere deutsche Literatur (1767), in: Ulrich Geier (Hg.): Johann Gottfried Herder Werke in zehn Bänden, Bd. I, Frühe Schriften 1764–1772, Frankfurt a. M.
- Humboldt, Alexander von (1963): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, in: Andreas Flitner (Hg.): Werke in fünf Bänden, Bd. III, Schriften zur Sprachphilosophie, Berlin.
- Suh Kyung-Sik 서경식 (2007): 시대를 건너는 법 Sidaerl kunnunen bub [Die Weise, Zeit zu überqueren], aus dem Japanischen ins Koreanische übersetzt von Han Seongdong, Seoul; 한겨레출판사 Hangyure-Verlag.
- Suh Kyung-Sik 서경식 (2011): 언어의 감옥에서 Unueu kamokesu [Im Gefängnis der Sprache], aus dem Japanischen ins Koreanische übers. von Kwon Hyuktae, Paju; 돌베게 Dolbege.
- Suh Kyung-Sik 서경식 und Kim Sangbong 김상봉 (2007): 만남 Mannam [Das Treffen], Paju; Dolbege.
- Suh Kyung-Sik 서경식 und Tawada Yōko 多和田葉子 (2010): 경계에서 춤추다 Kyungkyeesu chumchuda [Tanzen auf der Grenze], aus dem Japanischen ins Koreanische übers. v. Suh Eunhye, Paju; 창비 Changbi.
- Tawada Yoko (1996): Talisman, Tübingen; Konkursbuch.
- Tawada Yoko (2007): Sprachpolizei und Sprachpolyglotte, Tübingen; Konkursbuch.